

„Jesus zu Hause“
Zum Gedenken an die Reichspogromnacht
Predigt für den 9. Nov. 2014 von Pfarrer Dr. Klaus Müller

Predigttext: Lukas 4,16-22

Der 9. November 1938 trifft ins Mark, er trifft das jüdische Volk, sein Gotteshaus und er trifft den Herrn der Kirche, Jesus Christus, selbst ins Herz, insofern dieser Tag unserem Herrn selbst den Boden entzieht, auf dem er steht und ihm seine Heimat nimmt.

Lukas 4,16-22

Jesus der Jude aus Nazareth besucht wie selbstverständlich „nach seiner Gewohnheit“ am Sabbat die Synagoge seiner Heimatstadt. Die Synagoge der Stadt Nazareth – natürlich, weil er da hingehört. Weil er aufgewachsen ist in dieser Stadt und seine religiöse Sozialisation erfahren hat im Kraftfeld jener drei Faktoren Elternhaus, Tempel zu Jerusalem und eben Bethaus mit integriertem Lehrhaus in Nazareth.

Am Tag nach jenem 9. November hätte Jesus der Jude hierzulande sein Gotteshaus verwüstet gefunden; dass dies auch mit unserem Glauben zu tun hat, macht für uns die Tragik des Geschehens aus, dass das auch mit uns Christen zu tun hat, mit der Art und Weise, wie wir über eine lange Geschichte hinweg unseren Glauben formuliert haben, wie wir uns den „fremden“ Jesus aus der Synagoge nebenan einverleibt und ihn – ohne ihm einen Platz nebenan zu lassen – umschlossen haben in den Mauern der Kirche. Das Bekenntnis dieser Schuld legen wir heute ab und suchen gleichzeitig nach neuen Wegen, nach Hilfestellungen für eine erneuerte Weise Christ zu sein, die nicht gleich ein Todesurteil für den nicht-christlichen jüdischen Glauben ausspricht.

Ich habe nichts weiter vorzuschlagen, als dass wir uns – tastend – nähern der Erzählung des Evangelisten und Jesus folgen in das Gotteshaus der jüdischen Ortsgemeinde seiner Heimatstadt. Gehen wir mit Jesus dorthin, und nun nicht mehr wie in früheren christlichen Generationen und Jahrhunderten auf triumphalistische Weise in Siegermanier, als die geistlich und bald auch physisch Besitzergreifenden, sondern: Versetzen und setzen wir uns doch symbolträchtig auf die hintern Bänke der Synagoge und versuchen – am Tag an dem sich die Zerstörung der jüdischen Gotteshäuser jährt – zu lauschen und zu vernehmen, was aus dem

intimen Gespräch Israels mit seinem Gott beim synagogalen Gottesdienst hörbar und vernehmbar wird auch für uns Ferne, für uns Außenstehende zunächst.

1. Das Erste, was mich als Christenmensch auf den hinteren Bänken in jenem Beetsaal in Nazareth wundert – und immer wieder wundert – ist die schlichte Beobachtung: Dieser Jesus, der mir in meinem christlichen Glauben alles bedeutet, gehört in dieses Haus, also nicht in mein eigenes Kirchenhaus hier, sondern in das da drüben, das da mal stand über viele Jahrzehnte bis in die Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 und das dann wiederum Jahrzehnte später unter viel Zittern und Zagen an anderer Stelle wieder aufgebaut worden ist. Könnte damit schon eine erste tiefe Einsicht in den christlichen Glauben gewonnen sein: zu erkennen und anzuerkennen, dass Jesus von Haus aus woanders zu Hause ist?! Wäre das für sich genommen nicht schon das beste Heilmittel gegen christlich geduldeten oder geförderten Fremdenhass und Triumphalismus zu allen Zeiten?! Das ist das Erste, worüber ich staune auf der hinteren Synagogenbank: Wenn Jesus auf dieser Erde irgendwo ein Zuhause gehabt hat, dann dort, wo jüdische Frauen und Männer sich versammeln zum Gottesdienst „nach ihrer Gewohnheit“, in den Häusern, die gebrannt haben im November 1938.

2. Das Zweite, was ich dort aus den hinteren Reihen wahrnehme, ist – und das lässt mich nicht weniger staunen: Was da stattfindet in Nazareth in der Synagoge um Jesus und all die anderen herum, ist nichts anderes als der Gottesdienst jüdischer Gemeinden mit den bis heute geübten liturgischen Elementen: Jesus steht auf, man reicht ihm eine Buchrolle des Propheten Jesaja, um nach erfolgter Lesung aus den 5 Büchern Mose nun die Haftara, den Prophetenabschnitt, vorzutragen. Er liest und fügt der Lesung eine Auslegung, eine kurze Predigt hinzu. Das finde ich nicht gerade selbstverständlich, sitzend auf der hinteren Bank der Synagoge in Nazareth, dass Jesu gottesdienstliches Feiern ein über die Jahrhunderte sich durchhaltendes jüdisches Feiern gewesen ist.

3. Jesus war noch frei zu tun, was in späteren Zeiten sowohl in jüdischen als auch in christlichen Gottesdiensten durch Perikopenreihen in klarer vorgegebene Bahnen gelenkt wurde: er wählte frei das biblische Wort, in dem sich für ihn zusammendrängte, was im Augenblick wichtig ist wahrzunehmen und auszurufen. Da horcht der christliche Synagogenbesucher auf der hinteren Bank ein drittes Mal auf: Wenn Jesus das, was er seiner

Zeit und unserer zu sagen hat, einfach nicht anders sagen kann und will als im Rückgriff auf die Texte und Traditionen der Hebräischen Bibel. Das Alte Testament ist so alt also nicht, es ist die Lebenswelt Jesu, aus der er überhaupt erst die Sprache und die Bilder findet für seine Botschaft. Dort spricht der Prophet: „Der Geist Gottes ist bei mir, weil er mich gesalbt hat“ – was ich tue und sage, geschieht nicht aufgrund eigenen Dünkels, sondern aufgrund Gottes feierlicher Beauftragung, forciert durch seinen Geist in der Vollmacht eines Gesalbten, eines mit messianischem Auftrag ausgestatteten Gottesboten; „zu verkünden das Evangelium den Armen“ – was das im einzelnen heißt, fügt der Prophet sogleich hinzu: „zu predigen den Gefangenen, dass sie frei sein sollen und den Blinden, dass sie sehen sollen, den Geschundenen und Zerschlagenen, dass sie frei und ledig sein sollen.“ Lukas hat dieses Zitat so pointiert gefasst, dass es ganz real verstanden werden muss. Gefangenen, körperlich Versehrten und Gehandicapten, Zerschlagenen und Gebeutelten soll Befreiung zukommen. Es soll – mit einem Wort gesagt – so etwas wie ein „Gnadenjahr des HERRN“ ausgerufen werden, ein „Jubeljahr“ nach altem biblischem Vorbild, bei dem die Versklavten, die aufgrund untilgbarer Verschuldung in persönliche Knechtschaft geraten waren, real in die Freiheit entlassen werden. Dass der Mensch – nicht vogelfrei – sondern frei sei wie ein Vogel. Dass der Mensch wieder frei werde, zu sich selbst zu kommen und erhobenen Hauptes, mündig und in Würde vor Gott treten könne – diese biblische, alttestamentliche, prophetische Botschaft wird laut in der Synagoge zu Nazareth aus dem Munde eines der Söhne dieser Stadt.

4. Nicht nur dies; nicht nur Zitat, sondern auch Kommentar, zugespitzt, zupackend, auf den Kopf zu, für alle Mitbeter im Bethaus und auch für die christlichen Besucher weiter hinten – nicht 15 Minuten, sondern 5 Sekunden: „Heute ist dieses Wort der Schrift erfüllt vor euren Ohren.“

Eine ganze lange unheilvolle Geschichte ist vom Zaum gebrochen worden mit Hilfe dieses Wörtchens „erfüllt“. Als hätte Jesus gemeint, die Verheißungen an Israel jetzt voll und ganz einzulösen und damit hinter sich zu lassen. Als hätten eventuelle christliche Synagogenbesucher spätestens jetzt aufzuspringen und zu rufen: „Seht ihr, wir sind die Gemeinde des Erfüllers – wir haben euch jüdisch Wartende längst beerbt! Ihr seid die ewig Gestrigen, wir leben im Heute!“ Der fürchterliche Irrweg, den sich ein ganzes Volk (das deutsche) und fast eine ganze Kirche hat führen lassen, ein Irrweg, der den 9. November 1938 und alles was danach noch folgte, mit sich brachte – wenn dieser Irrweg in irgend einer Weise

mit diesem Stück Evangelium bei Lukas zusammenhängt, dann mit diesem fürchterlich missverstandenen „Heute ist es erfüllt“. Jesus hat es nicht so gemeint, dass es für Juden den Garaus bedeuten sollte! Wie wir Christen dieses „erfüllt“ verstehen, füllen und aussagen – daran hängt und entscheidet sich unser Verhältnis zu den Juden.

Ich jedenfalls mache auf der hintern Synagogenbank von Nazareth eine unscheinbare und doch tiefgreifende Entdeckung bei dem, wie Jesus da spricht. Fast würde ich es die „Ironie“ in Jesu Rede von der Erfüllung nennen. Als nämlich nach der Lektüre des Prophetentextes „aller Augen auf ihn sahen“, wie Lukas pointiert berichtet, da sagt Jesus: „Heute ist dieses Wort der Schrift erfüllt“ – und nun wörtlich übersetzt: „vor oder in euren Ohren.“ Als wollte er die Erfüllung, von der er spricht, erst einmal dem richtigen und angemessenen Wahrnehmungsorgan zuordnen. „Erfüllt vor euren Ohren“ – das ist doch nicht einfach so dahingeredet; vor euren Ohren, die die Botschaft hören, aber noch nicht vor euren Augen. Nein, es ist noch nicht erschienen, sichtbar, was wir sein werden; wir haben den neuen Himmel und die neue Erde noch nicht gesehen – auch wenn es Christen mit funkelnden Augen und vollem Munde gerade gegenüber den Juden immer wieder behauptet haben. Erfüllt vor euren Ohren – wenn ihr es hört – das Widderhorn, das nach alter biblischer Vorstellung das Jubel- und Gnadenjahr Gottes ankündigt, ja real einläutet, dann ist es da für euch – jetzt, heute, mitten in der noch unerlösten, blutenden Welt, dann hört ihr schon Gottes Ruf mitten im Stimmengewirr der Zeit.

Das würde ich gern mit euch zusammen erlauschen, auf der Synagogenbank von Nazareth sitzend, dem intimen gottesdienstlichen Gespräch Israels mit seinem Gott zuhörend so Wesentliches für das Verständnis meines christlichen Glaubens lernen: Erstens, dass Jesus zu Hause ist zuerst bei ihnen und erst dann auch bei uns; zweitens, dass sein Gottesdienst zuerst der ihre ist und erst dann auch der unsrige; drittens, dass die Sprache in Jesu Botschaft zuerst der ihren entstammt und erst dann auch in unsere übersetzt werden kann; und viertens, dass Christsein wie auch das Judesein eine Gottes-Anhörung ist und nicht eine Welt-Anschauung.

So zuhörend könnten wir dann mit allen Betenden einstimmen in den staunenden Satz jeder guter Christologie: „Ist das nicht Josephs Sohn?“ So wunderten sie sich damals und alles, was wir als Christen heute im Bekenntnis zu Jesus Christus formulieren wollen, muss zusammengehen können mit diesem einfachen, erstaunlich einfachen Ruf: „Ist das nicht

Josephs Sohn?!“ Ja, das ist er – und von ihm sagte der himmlische Vater: „An ihm habe ich Wohlgefallen, ihn sollt ihr hören!“

Amen